



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um des hl. Glaubens willen.

und bald war ich mit Makaula auf dem Weg zu seinem sterbenden Sohn.

Um mich kurz zu fassen, der kranke Sohn wurde auf den Namen Josef getauft, gewann gegen alles Erwarten seine Gesundheit wieder und ist heute ein muster-giltiger Christ. Makaula aber, dessen Name bei seinen Stammesgenossen einen gar guten Klang hat, wurde durch seinen Eifer und die Macht seiner Persönlichkeit für uns ein zweiter Johannes Baptista. Ueberall, wohin er kam, rühmte er in den Hütten der Eingeborenen die Wundermacht des christlichen Glaubens und erzählte er von der Genesung seines Sohnes und von der Liebe und Opferwilligkeit der katholischen Missionäre. Die



Eine Bienenzucht im Felde. (Siehe Seite 00)
(Genfiert Generalstab, Berlin.)

Wirkung zeigte sich bald; die protestantischen Bethäuser wurden immer leerer, denn alles ringsum strömte zur Katechese und zum katholischen Gottesdienst nach Einsiedeln.

Makaula selbst ging mit dem schönsten Beispiel voran; er fehlte bei keiner Katechese und kam pünktlich zu jedem Gottesdienst. Aehnlich frommen Eifer zeigten seine zwei ersten Weiber; die dritte dagegen blieb bis heute verhärtet. Da Makaula dieses sein drittes Weib öffentlich entließ, ebenso sein zweites, stand seiner Taufe kein Hindernis mehr im Wege. Dessenlich erklärte er in der Kirche vor Hunderten von Zeugen, er wolle fortan nur mit seinem ersten Weibe zusammenleben. Sein zweites Weib war damit einverstanden, trennte sich von Makaula und kehrte in den Kraal ihrer Eltern zurück. Somit war alles zu unserer höchsten Zufriedenheit und zur allgemeinen Erbauung geordnet. Möge der liebe Gott

all diesen Neubekehrten, die bis zur Stunde einen überaus löblichen Eifer an den Tag legen, auch die Gnade der Beharrlichkeit geben! —

Um des hl. Glaubens willen.

Detting. — Impelagwai war ein roher, zornmütiger Heide, der vom Christentum absolut nichts wissen wollte. Sein Sohn Isibindi war gegen seinen Willen in die hiesige Missionschule eingetreten und bewog auch seine Mutter, dem christlichen Unterrichte beizuwohnen. Der alte Heide war über dieses alles in hohem Grad erbittert.

Eines Tages war Isibindi im elterlichen Kraal auf Besuch. Impelagwai war eben wieder bei schlechter Laune und ließ sich durch irgend eine Kleinigkeit hinreißen, sein Weib in brutaler Weise zu mißhandeln. Der mutige Knabe nahm jedoch seine Mutter kräftig in Schutz und forderte den tobenden Mann auf, von seinem rohen Benehmen abzulassen. Dazob wurde er nun wie rasend und schwur seinem Sohne blutige Rache.

Isibindi kehrte zur Missionsstation zurück, fiel jedoch schon in der kommenden Nacht in eine schwere Krankheit. Aus Mund und Nase quoll ihm blutiger Schleim und dabei fühlte er die entsetzlichsten Kopfschmerzen. Man holte den P. Missionar und die Krankenschwester; beide waren ratlos; niemand kannte die Krankheit. Der Kranke aber sagte: „Das hat mir mein Vater getan!“ (Derselbe hatte ihm offenbar ein vergiftetes Getränk gereicht.) Da wirkliche Lebensgefahr vorhanden war, beeilte sich der P. Missionar, den Knaben zu taufen und gab ihm dabei, weil eben Neujahrsabend war, den Namen Sylvester. Bald jedoch genas der Knabe wieder, so daß die Rache des rohen Heiden schließlich nichts anderes bewirkt hatte, als daß sein braver Sohn früher als gewöhnlich die Gnade der heiligen Taufe erlangte.

Nicht lange darnach erkrankte auch die Mutter. P. Missionar eilte auf ihr Verlangen sofort zu dem betreffenden Kraal. Der Mann war eben abwesend; da bat ihn die Kranke gar rührend: „Baba, taufe mich, bevor mein Mann zurückkommt; denn er würde es niemals zugeben!“ Da sie schon hinreichend unterrichtet war, spendete ihr der Priester ohne Zögern die hl. Taufe, wobei sie den Namen Maria erhielt. Daß sie von ihrem Manne deshalb neue Verfolgungen würde zu erdulden haben, wußte sie wohl, allein das schreckte die mutige Frau vom Empfange der heiligen Taufe nicht zurück. Es sollte jedoch schlimmer kommen, als sie geahnt hatte.

Kaum erfuhr nämlich der herzlose Mann nach seiner Rückkehr, was geschehen war, da stieß er sein krankes Weib samt den zwei Kindern aus dem Kraal in die finstere Nacht hinaus. — — — Zitternd von Fieberkrost und Kälte irrte die kranke Frau in der Nähe des Kraals umher. Wie eine zweite Elisabeth von Thüringen trug die arme, verstößene Frau ihr kleinstes Kind auf dem Arme, während sie das andere, größere, das sich schluchzend an sie schmiegte, an der Hand führte. Sie wußte nicht, wohin sie sich in ihrem Glende wenden sollte und übernachtete deshalb mit ihren Kleinen im Freien auf der nackten Erde liegend. — — Eine kranke Mutter mit zwei unmündigen Kindern mitten in der Nacht auf

freiem Felde, ein Anblick, der einen Stein hätte erweichen können!

Impelagwai ließ sich zwar am nächsten Tage bewegen, Frau und Kinder wieder in seine Hütte aufzunehmen, doch die arme Neubefehrte hatte noch viel Bitteres und Hartes von ihm zu erdulden. Ihren Trost suchte sie im Gebete und in stillem Aufblick zu Gott. Alle ihre Kinder schickte sie in die Missionschule, nur die kleine Nokumela wollte sie als ihren einzigen Trost bei sich behalten. Endlich erlöste sie der Tod von ihren Leiden. Nun kam auch Nokumela in die Schule.

Der brave Schwelster, der übrigens noch lange an den Folgen jener Vergiftung zu leiden hatte, war herzlich froh, beinahe alle seine Geschwister in der Missionschule zu wissen. Sein Bruder Udama, der bei einem Engländer in Diensten stand, schrieb er einen rührenden Brief, worin er ihn dringend einlud, ebenfalls in die Schule zu kommen. Udama folgte dem Rufe der Gnade, und ist nun bald reif zur heiligen Taufe, ein Glück, das sein kleines Schwesterchen Nokumela, jetzt Joseph genannt, bereits genießt.

Es fehlt nun von der Familie nur noch eine Schwester, Umeleni mit Namen, und der alte Vater Impelagwai. Nicht wenige geben sich der Hoffnung hin, daß ihm sein braves Weib, die edle, sturmütige Dulderin, bei Gott die Gnade erbitten werde, daß er sich vor seinem Ende noch bekehre. Möge diese Hoffnung in Erfüllung gehen!

Der Glocken Abschied.

In österreichischen Landen werden jetzt von einem Kirchturm nach dem anderen die Glocken herabgenommen; sie werden zu Geschützen umgegossen. Rührende Abschiedsworte widmet der „Tiroler Volksbote“ den scheidende Glocken:

Erhebend und erschütternd zeichnet unser Dichter Schiller in seinem wundervollen „Lied von der Glocke“ den Beruf der Glocken, indem er singt:

„Das sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt
Als Nachbarin des Donners schweben,
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit;
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts besteht,
Daß alles Irdische verhallt.“

Nun muß ein Großteil der Glocken diesem hohen heiligen Beruf entsagen, und wie die ganze Welt, so werden sie in den ungeheuren Krieg hineingerissen, es rücken auch die Glocken aller Jahrgänge ins Feld. Vor hundert Jahren im großen Befreiungskriege haben sie Sturm geläutet und zur Verteidigung des Vaterlandes gerufen, jetzt verteidigen sie selbst das Vaterland. Wir können nicht umhin, diesen guten, freundlichen Stimmen aus

der Höhe zu ihrem Scheiden ein Wort der Liebe und des Dankes nachzurufen.

Viele von ihnen haben mit den Ortschaften und Tälern eine wechselvolle Geschichte mitgemacht durch hundert und mehr Jahre; sie haben die Familien in drei und vier und fünf Geschlechtern durchs Leben begleitet; sie haben mit unsern Eltern, Voreltern und Urahnen Freude und Leid geteilt, Jahrhunderte lange Familienüberlieferungen hängen an ihnen. Neben der Wiege haben sie geklungen, zu den herrlichen Kirchenfesten, zum Tische des Herrn, zum täglichen Gruß an die liebe Himmelskönigin haben sie gerufen, die schönsten Freuden haben sie uns vermittelt, in Gefahren haben sie gewarnt,



Ein verdeckter Beobachtungsposten auf dem Kriegsschauplatz.

im Unglück haben sie mit uns geweint, über die Gräber haben sie ihr letztes Lied gesungen. Darum hängt das Volk so stark an seinen Glocken, es betrachtet sie förmlich wie etwas Persönliches, wie lebendige Wesen, wie Familienmitglieder, wie nahe Angehörige. Und namentlich im Bergland! Nirgends gibt es so viele, so große, so schöne Glocken wie hier, nirgends klingen sie voller und herrlicher als in den weiten tiefen Bergthalen. Manche Geläute geben ganzen Tälern und Landschaften ein eigenartiges Gepräge. Freudig, wehmütig, sehnsüchtig lauscht der Bergbewohner auf ihre Töne; er schreibt den Glocken nicht nur eine geheimnisvolle, innere Kraft zu, sondern beinahe menschliches Gefühl und Empfinden. Singt doch das schöne Volkslied:

Du Glöck im Turm
Bist a Ding ohne Herz,
Kannst an oanzige Sprach'
Für d' Freud und für'n Schmerz;